

Johann Leonhard Frank

Ein hohenlohischer Mundartdichter, Schriftsteller und Pädagoge

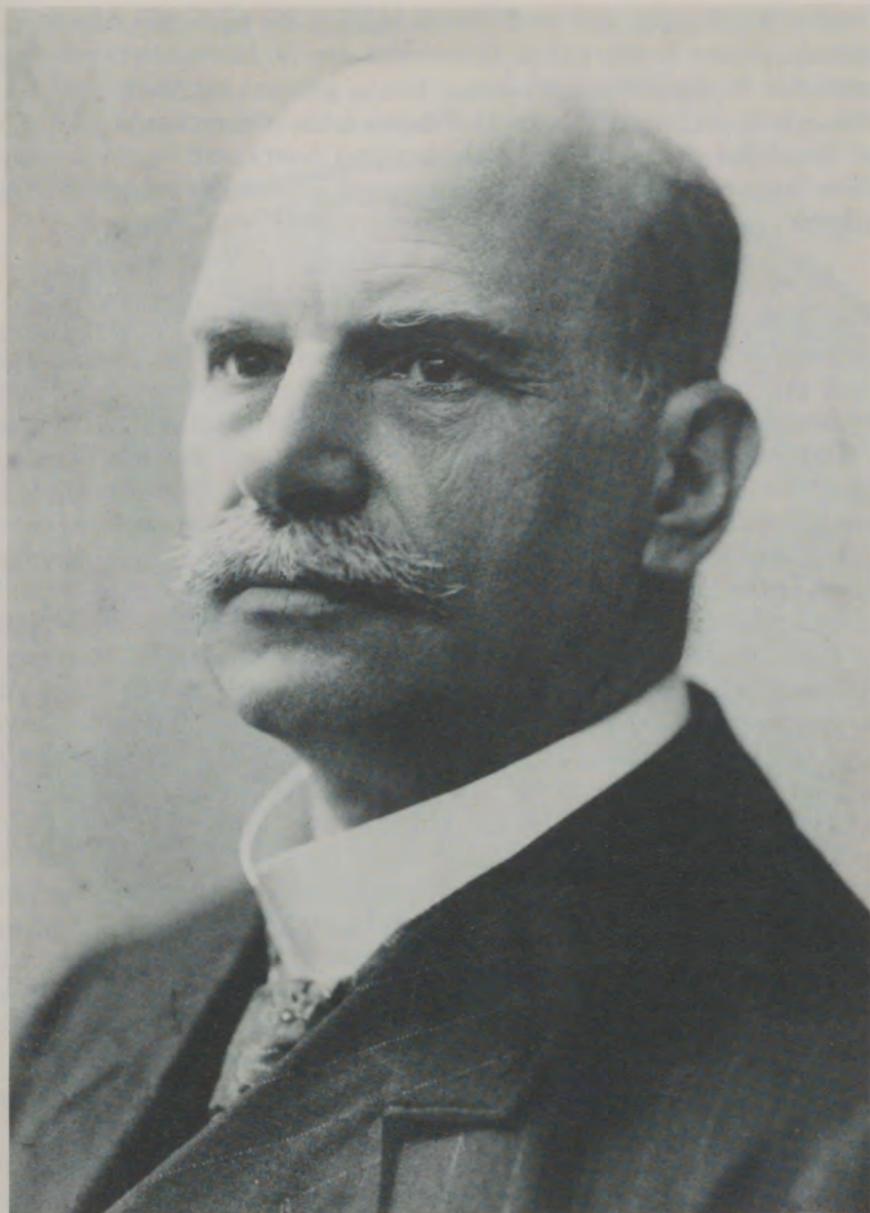
Von Helmut Schmolz

Vorgeschichte

Am 15. Oktober 1925 verschied 62jährig in Heilbronn der Gewerbeschulrat Leonhard Frank, der vielen seinen Lesern mehr unter dem Pseudonym „Ambrosius Noopf“ bekannt geworden ist. Den schriftlichen Nachlaß dieses bedeutenden hohenlohischen Mundartdichters verwaltete und ordnete treu seine Tochter Klara, welche den bekannten, in Heilbronn geborenen Großindustriellen Dr. Walter Bauer ehelichte und bis zu ihrem Tode im Jahre 1968 in Fulda wohnte. Wiederum die Tochter dieses letztgenannten Ehepaares – also eine Enkelin Leonhard Franks –, Frau Dr. Barbara Formiconi-Bauer, hat aufgrund eines Vermächtnisses ihrer Mutter Anfang 1969 das gesamte veröffentlichte und nichtveröffentlichte Werk Leonhard Franks dem Stadtarchiv Heilbronn zu treuen Händen übergeben. Damit hat das Stadtarchiv Heilbronn eine wertvolle Bereicherung erfahren und ist insbesondere dem Hauptwirkungsort des Mundartdichters, nämlich der Stadt Heilbronn, das nachgelassene Werk zur Bewahrung und Auswertung erhalten geblieben. Die folgenden Ausführungen sollen einen ersten Einblick in das Leben und Schaffen Franks geben.

Schwäbische und hohenlohische Dialektdichtung im 19. Jahrhundert

Von Dr. h.c. Karl Schumm sind 1967 „Die schönste Hoheloher G'schichtlich vum alte Gäwele“ neu aufgelegt worden. Damit wurde zu Recht erinnert an den Juristen und Oberstudienrat Wilhelm Schrader (1847-1914), den geborenen Neuensteiner, der mit seinen „G'schichtlich“ die Hohenloher Mundart in die Literatur eingeführt, sie sozusagen „hoffähig“ gemacht hat. Interessant ist es, im Rückblick feststellen zu können, daß der „gemütlich weiche“ hohenlohische Dialekt verhältnismäßig spät Eingang in die schwäbische Literatur gefunden hat. Schraders „Bamm alte Gäwele“ erschien 1895. Die „gröbere“ schwäbische Dialektdichtung dagegen kam bereits nach 1870 stark in Schwange. Hier sei nur an die beiden Weitbrecht (Karl und Richard) erinnert, besonders an ihre gemeinsam geschriebenen „Gschichta-n aus-m Schwobaland“, 1877 erschienen. Auch der bedeutendste oberschwäbische Dialektdichter, der heute noch überall bekannte und geschätzte Michel Buck (1832-1888) veröffentlichte noch vor dem ersten „Hohenloher“, Wilhelm Schrader, wenngleich Bucks trefflicher Gedichtband „Bagenga“ (Schlüsselblumen) erst nach seinem Tode der Öffentlichkeit vorgelegt wurde (1892). Im ganzen gesehen darf man also



Johann Leonhard Frank,

Foto wohl aus der Zeit des 1. Weltkrieges. „In dem starken Mann, auch wenn lustige Bosheit aus den Augen blitzte und die Mundwinkel in einem derben und unbekümmerten Witz spielten, steckte eine dichtende, frohe und gläubige Kinderseele. Er war kein feierlicher Mensch, aber er war ein freier Mensch“, so schildert Theodor Heuss seinen Freund Leonhard Frank in einem Brief aus dem Jahre 1925.

Foto: Stadtarchiv Heilbronn

mit vollem Recht sagen, daß die Dialektdichtung in der modernen schwäbischen Literaturgeschichte in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mit einigen beachtlichen Persönlichkeiten wiederum Einzug gehalten hat (nach großen Vorläufern in früheren Jahrhunderten). Und das bis dahin vernachlässigte „Hohenlohische“ bringt fast gleichzeitig drei Mundartdichter hervor: den bereits erwähnten Wilhelm Schrader, den in Nesselbach geborenen Leonhard Hoffmann („Der Schwarz“ von Orlich“, 1896) und Johann Leonhard Frank.

Vom Bauernbub zum Mittelschullehrer

Frank ist ein echter Hohenloher Bauernbub. Am 20. Mai 1863 erblickt er als Erstgeborener des Bauern Johann Michael Frank und dessen Ehefrau Marie Barbara geb. Neber in Lorenzenzimmern, Gemeinde Großaltdorf, 14 km nordöstlich Schwäbisch Hall, das Licht der Welt. Sechs Geschwister folgen, sie sind jedoch früh Waisen und die Mutter Witwe, als der Vater, nicht einmal 40jährig, stirbt. Leonhard, der älteste aus der Geschwisterschar, freilich ist bereits groß genug mitzuerleben, wie bald Bewerber um die Hand der Witwe sich einstellen, und auch deren Bemerkungen zu verstehen: „s'Sach wär scho reecht, aber ewa die viele Kind.“ Frank hat später selbst bekannt, daß hier sein Zug zum Trotz sich bildete, aber sicher auch sein realistischer Blick, sein illusionsloses Erkennen der Umwelt. Schon vom 10. Lebensjahr ab gilt Leonhard als fast volle Arbeitskraft, muß um 2 Uhr nachts im Sommer zur Heuernte aufstehen oder „meinen“, d. h. das Zugvieh beim Pflügen am Halfter führen. Um 7 Uhr früh geht es dann zur Schule, wo den Jungen oftmals der Schlaf überfällt. Ein gütiger Lehrer sieht ihm manches nach und sagt oft verständnisvoll: „Gell, Frank, hasch widder ufs Feeld naus müesse.“

Man kann es deshalb dem Buben nicht verargen, wenn ihm als Berufsziel nicht das des Bauern, sondern zunächst jenes des Missionars vorschwebt. Hier findet sich also bereits in jungen Jahren eine echte religiöse Ader bei Frank, welche auch seiner stürmischen „Aufklärungsperiode“ standhält, weil sie nie bigottisch war, und – vielfach verdeckt – seine späteren Erzählungen untergründig durchzieht. Die realistische Vorstellung der biblischen Geschichten veranlaßt den Buben zu logischen Überlegungen, wie z. B., ob nicht der Prophet Elias bei seiner Fahrt im feurigen Wagen zum Himmel einen gewissen Körperteil verbrannt habe. Der wache Geist und die Intelligenz des Jungen lassen auf ihn aufmerksam werden. Er kommt in das Seminar Tempelhof (Vorstand ist der spätere Heilbronner Schulrat Remppis) und erhält die Ausbildung zum Volksschullehrer. Nach der ersten Dienstprüfung ist er zunächst unständiger Lehrer in Laupheim, Calw, Schwäbisch Hall, Freudensstadt. Bereits hier zeigt sich seine angeborene Gabe, „das Kälble ins Aug' zu treffen“, wie er sagt, d. h. gegen die Konvention, auch gegen die Hierarchie anzugehen. Er stößt die Leute vor den Kopf, als er „Naturallieferungen“ nicht annimmt, aber auch die Schulkinder dafür nicht freiläßt. Er wehrt sich gegen die damals übliche geistliche Schulaufsicht und die Benützung des Lehrers als „Mädchen für alles“ (Schulheizung, Organistendienst etc.). Auf seiner ersten ständigen Stelle in Neuen-



*Familienbild der Franks in Lorenzimmern. Mutter Maria Barbara geb. Neber und ihr 2. Mann Johann Weber im Kreis der 7 Kinder, welche alle aus der ersten Ehe der Mutter mit Johann Michael Frank stammen. Rechts hinter seinem Stiefvater Weber, dem er seine Hand auf die Schulter legt, Johann Leonhard Frank.
Foto: Stadtarchiv Heilbronn*

bürg heiratet er die Tochter Marie des Professors Friedrich Reik. 1892 kommt das junge Schulmeisterpaar nach Schwaigern. Frank bildet sich unablässig weiter, geht 1894 zum Französischlernen in die Schweiz und erreicht auch im Jahre 1900 seine Berufung nach Heilbronn, wo er bald Mittelschullehrer wird, nebenbei aber schon an der sogenannten Fortbildungsschule unterrichtet, welche sich ab 1905/06 Gewerbeschule nennt und an der Leonhard Frank seit 1906 als Gewerbelehrer, ab 1920 dann als Gewerbeschulrat wirkt. Bestrebungen um eine Stelle in Tübingen, wo er sich an der Universität weiterbilden wollte, blieben leider vergeblich. Heilbronn und das Unterland waren von 1900 bis zu seinem Tode im Jahre 1925 seine zweite Heimat.

Der Lehrer und Politiker Frank

In der Gewerbeschule unterrichtete Frank zunächst Nahrungsmittelgewerbe, bald jedoch die graphischen Fächer (Buch- und Steindruckerei, Setzer) und die „Bruckmänner“, also mehr die künstlerischen Berufe. Um sich in diesem neuen Arbeitsfeld auch die praktischen Kenntnisse zu erwerben, arbeitete er während der Ferien in den verschiedenen Handwerksbetrieben. Mit seiner pädagogischen Grundausbildung hatte Frank im Unterricht den bald folgenden akademisch ausgebildeten Kollegen einiges voraus. Mit seinen Schülern verband ihn ein gutes Verhältnis, das durch den Ausspruch eines Zöglings, als er Arrest bekommen sollte, beleuchtet wird: „O Herr Frank, haue Se mr lieber de Ranze voll, des merkt dr Maaster net, aber wenn i wege dem Arrest net zum Esse komm, krieg i von dem ooch noch.“ Das kollegiale Verhältnis in der damaligen Lehrerschaft läßt sich noch heute sehr fein an erhalten gebliebenen Fastnachtszeitungen ablesen, welche weitgehend von dem Humor und der gewandten Feder Franks geprägt sind.

Schon in seiner frühen, unständigen Volksschullehrerzeit war Leonhard Frank im Rufe eines Freidenkers, ja eines „Roten“. In Heilbronn kam er dann über eine lebenslang dauernde Freundschaft mit Theodor Heuss in den Einfluß des Naumannkreises. Er war auch neben Heuss maßgebend beteiligt an der Kandidatur Naumanns für den Reichstag 1907 in Heilbronn. Aufopfernd war seine Redner- und Propagandatätigkeit, besonders bei der bäuerlichen Bevölkerung, wo er hart gegen den die Mehrheit besitzenden Bauernbund und den „Vogt von Gochsen“ zu kämpfen hatte. Er ist Mitbegründer des jungliberalen Vereins, arbeitet im Goethe- und Frankenbund und unterstützt sehr stark die Erwachsenenbildung, welche nach 1918 in der Volkshochschularbeit zusammengefaßt wird. 1910 erscheint von Frank die Schrift „Liberalismus und Mittelstand“. In einem Brief an die Frau Leonhard Franks vom 25.10.1925 schreibt Theodor Heuss über Frank: „Seit zwanzig Jahren habe ich Ihren Mann gekannt; damals war er kräftig und kämpferisch, und wie viel haben wir zusammen gestritten, gedacht und gelacht. Die Erinnerung an jene Zeit bleibt unvergänglich, da wir für Naumann miteinander ins Zeug gingen, und die politische Gemeinsamkeit zur persönlichen Freundschaft wurde.“ Im Grunde genommen leidenschaftlich vaterländisch, national eingestellt, haßte er doch nichts mehr als den

„Parade- und Hurratriotismus und politische Augendienererei“, wie man in seiner Erzählung „Königs Geburtstag im Landstädtchen“ noch heute nachlesen kann. Er war und blieb ein „innerlich unabhängiger Mann mit einem quellenden Reichtum an Kenntnissen, aber was mehr ist: von Hingabe . . .“ (Th. Heuss).

Der Schriftsteller und Mundartdichter Frank („Ambrosius Noopf“)

Heilbronn wurde nicht nur für den Pädagogen und Politiker Leonhard Frank entscheidend, sondern hier kam auch eine weitere Veranlagung zum Durchbruch: der Schriftsteller und Mundartdichter. Über seine politische Tätigkeit kam er in Berührung mit dem berühmten damaligen Chefredakteur der Neckarzeitung Dr. Ernst Jäckh (seit 1902 in Heilbronn), der ihn zu Theaterkritiken animierte. Seine treffende, kritische und flinke Feder öffnete ihm auch bald die Lokalseite für allgemeine, meist jedoch lokalpolitische Kommentare, die er in Mundart verfaßte und dem „Heiner und Stoffel“ als Gesprächspartner unterlegte. Für diese Betrachtungen wählte Frank erstmals das Pseudonym „Ambrosius Noopf“, welches bald nicht nur in Heilbronn, sondern im ganzen Unterland zu einem Begriff wurde. Überlegener Humor und feine Selbstironie kommen in diesem Pseudonym zum Ausdruck, verbinden sich doch in ihm der feierliche Name eines Kirchenvaters mit dem nüchternen Alltagsgegenstand „Napf“. Seine lokalpolitischen und theaterkritischen „Spitzen“ wirkten sehr stark meinungsbildend, brachten ihm jedoch manchmal auch Anfeindungen, besonders im Falle des damaligen (1913) neuen Theaterbaues, als er sich gegen den seiner Meinung nach zu hohen Grundstückspreis entschieden wandte.

Um die Jahreswende 1904/05 veranstaltete die Neckarzeitung ein Preisausschreiben zur Ermittlung eines Heilbronner Herbstliedes. Frank beteiligte sich neben einer großen Mitbewerberzahl anonym und erhielt prompt für sein „Heilbronner Lied“ den 1. Preis. „Grüßt die Berge mir, wo die Rebe blüht“ fand so treffend den Volkston, daß es noch heute, besonders bei den älteren Heilbronnern, bekannt ist.

Mit viel Liebe, aber auch mit besonderer Kenntnis des einfachen bäuerlichen Alltagslebens, vor allem in seiner Heimat Hohenlohe, widmete er sich dem Verfassen von Volksstücken, Theaterstücken, die, im Hohenloher Dialekt abgefaßt, so recht die Spielfreude der Amateurtheaterspieler anregten, aber vor allem das Publikum ergötzten. Eine große Zahl solcher Schwänke, Lustspiele, Weihnachtsstücke floß aus seiner Feder. Noch heute kennt man besonders „Der Herr Vetter“, „Der Michel haiert“, „Vaters 50. Geburtstag“, Stücke, welche das einfache Landleben weder romantisierten noch lächerlich machten, sondern mit einfachen, sauberen Mitteln echte, lebensnahe Volkscharaktere vermittelten, wobei Frank mit besonderer Liebe aber den Sonderlingen, wie dem Schäfer Berret, dem Krausepeter, dem Stöckjakob oder dem alten Baltas nachspürt. Viel heute verlorenes, echtes, altes Volkstum ist hier enthalten, sind Bräuche dargestellt, welche unsere Zeit völlig vergessen hat. Daß bei Frank, diesem hintergründigen Humoristen, diese „Gabe des Herzens“ nicht zu kurz kommt, ist selbstverständlich. Die meisten dieser Theaterstücke verlegte die „Fränkische Volksbühne“, Öhringen,

und viele Laienspielgruppen und Vereine spielten sie mit Freude. Zur Jahrhundertfeier der Völkerschlacht bei Leipzig schrieb Frank schließlich den „Deserteur“, in dem er die napoleonische Soldatenpresserei anprangerte. Dieses Stück spielten Franks Schüler mit viel Erfolg am 12. Oktober 1913 in den Heilbronner „Kilianshallen“.

Mit dem Drama „Hermann Büschler, der Stättmeister zu Schwäbisch Hall“, das bald als Roman erschien (1922 im Wilhelm German-Verlag, Hall) wandte er sich einem ausgesprochen historischen Stoff zu, in welchem er die Spannungen und Auseinandersetzungen zwischen den aufstrebenden Zünften und dem herrschenden Patriziat in einer Reichsstadt darzustellen versuchte.

Von unserer gegenwärtigen Situation aus betrachtet, sind Leonhard Franks bedeutendste Leistungen jedoch seine Erzählungen und Kurzgeschichten, welche in den direkten Reden stark mundartlich durchsetzt sind. Hier gelingt es ihm, in Erzählungen wie „Königs Geburtstag im Landstädtchen“, „Der alte Baltes“, „Der alte Rehbock“, „Um den Rappenhof“ mit knappen Mitteln und eindringlicher Beobachtungsgabe Personen und Situationen, aber auch die Natur einführend, treffend, echt darzustellen. Hier spürt auch der kritische Leser, daß nichts gekünstelt, daß der Autor als Kind dieses hohenlohischen Landes und seiner Leute in diesem Land tief verwurzelt ist. Diese Erzählungen durchzieht auch ein sozialkritischer Zug, der vor zeitgenössischem Standesdünkel, vor kriecherischem Obrigkeitsglauben nicht halt macht. Frank reißt seiner Zeit die Tünche von der gesellschaftspolitischen Fassade, zeigt die Hohlheit des Wilhelminismus um und kurz nach 1900 und stellt dem gegenüber das echte, einfache Leben des noch gesunden Landvolkes, das in seinen alten, überkommenen Bräuchen und Sitten einen festen Halt findet. Man spürt direkt die Sehnsucht des Verfassers nach diesem einfachen Leben, diesem abgeschlossenen, in sich ruhenden, selbstgenügsamen, heilen Lebenskreis.

In seiner Erzählung „Königs Geburtstag im Landstädtchen“ beschreibt Leonhard Frank seine Hauptperson, den Junglehrer Otto Frey u. a. so: „Er war eine gerade, ehrliche Natur. Seine Seele war von hohen Idealen erfüllt ... Das Leben in allseitiger Unterordnung war ihm im Grunde seiner Seele verhaßt.“ Sicherlich spiegelt sich in diesem Junglehrer der Verfasser selbst, der voll hoher sittlicher Ideale die Welt verbessern wollte, mit zunehmendem Alter, besonders nach dem Ausgang des 1. Weltkrieges jedoch, resignierte. Franks Bedeutung als Heimatschriftsteller und als sorgsamer Hüter der hohenlohischen Mundart dürfte unbestritten sein. Er verfiel nicht dem Zug der damaligen Zeit (Ludwig Laistner, Wilhelm Hertz, Emil Engelmann), historische Stoffe romantisierend zu verbrämen, er war andererseits aber auch gar nicht geschaffen zum religiösen Erbauungsdichter (wie z.B. Gottlieb Weitbrecht). Seine echte Stärke, gerade in den Erzählungen, liegt in der Darstellung und poetischen Durchdringung der realen Welt des einfachen Lebens auf dem (hohenlohischen) Lande. Die adäquate, einfache Sprache, das Beherrschen des hohenlohischen Idioms, die Kenntnis der jahrhundertelangen „Ordnung“, des Brauches, und die Plastizität seiner Personen zeigen seine



Fränkische Volksbühne

Heft: 3.

Der Schmellahopfer

Weihnachtsstück in 2 Aufzügen

von

Ambrosius Noopf.

Regiebuch 2.—, mit Rollen und Aufführungsrecht 7.—

Oehringen.

Verlag der Hohenlohe'schen Buchhandlung
Ferdinand Rau.

*Titelblatt des Volksstückes „Der Schmellahopfer“ von Ambrosius Noopf
(Leonhard Frank).*

*Frank hat eine große Zahl mundartlicher Schwänke, Lustspiele, Weihnachtsstücke etc.
geschrieben, welche fast alle die „Fränkische Volksbühne“ in Öhringen (Ferdinand Rau)
verlegt hat. Die frisch geschriebenen Stücke wurden in der Zeit vor und nach dem
1. Weltkrieg oft und gerne gespielt.*

Foto: Stadtarchiv Heilbronn

Verwandtschaft mit dem poetischen Realismus. Sein politisches Bemühen galt einem liberalen sozialen Ausgleich, dem Verbinden und nicht dem Trennen der verschiedenen Stände und Berufe, seine pädagogische Arbeit dem Heranbilden freier, tüchtiger, junger und verantwortungsbereiter Staatsbürger. In seinem bereits zitierten Brief vom 25. Oktober 1925 schreibt Theodor Heuss an die Ehefrau Leonhard Franks treffend: „In dem starken Mann, auch wenn lustige Bosheit aus den Augen blitzte und die Mundwinkel in einem derben und unbekümmerten Witz spielten, steckte eine dichtende, frohe und gläubige Kinderseele. Er war kein feierlicher Mensch, aber er war ein freier Mensch.“

Der alte Baltes

Von Leonhard Frank

Noch heute sehe ich das alte zusammengeschrumpfte Männlein vor mir, wie es mit kurzen Schrittchen in seinem Hofe herumtrippelte. Blaue Zwilchhosen umschlotterten seine wackeligen Beine. Sein Kittel aus blauem Tuch war früher ein Kirchenrock, dem man die Flügel abgeschnitten hatte. Der hohe Kummekragen und die zwei Reihen bleierner Knöpfe wiesen deutlich auf seine heilige Vergangenheit hin. Sein Hemdkragen war steil in die Höhe gerichtet, so daß die beiden vorderen Ecken bis zu den Backen hinaufreichten: darüber hatte er eine schwarze Halsbinde einigemal herumgewickelt und vorne geknüpft; die zwei Zipfel standen wie Kalbsohlen nach außen. Auf dem glatt rasierten, verrunzelten Gesicht saß eine großrandige Tuchmütze, die „Dächleskappe“, die viel zu schwer schien für den alten, müden Kopf, der ganz in den Kummekragen des alten Kirchenrockes eingesunken war. Das Bild eines Ausdingbauers aus der guten alten Zeit.

Der Mann hieß eigentlich Schuster; allein der Hausname war Baltes, und so hieß man ihn eben den alten Baltes. Kein Mensch hat gewußt, woher der Name stammte, aber das zu wissen war ja im Grunde nicht nötig.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo die Geschichte sich ereignet hat, war der Mann schon hoch in den achtziger Jahren, aber kein Mensch hätte ihm dieses hohe Alter geschätzt. Arbeiten freilich konnte er nicht mehr viel; aber trotzdem hatte er den ganzen Tag überaus notwendig. Er jagte die Hühner aus dem Garten, trieb die Gänse in den Bach, sah mit prüfendem Blick an den Himmel hinauf, ob auch das Wetter Bestand habe, machte an den Mist- und Leiterwagen herum, ob auch alles in Ordnung sei, und zündete alle Viertelstunden sein Buchsbaumpfeifchen an, das er Tag und Nacht im Munde hatte. Im Spätherbst und Winter hackte er im Hof Streu oder machte Reisichbüschelchen, bis ihn, wenn das Wetter zu schlecht wurde, die junge Baltese, seine Tochter, in die Stube hereinmusterte.

Wir Buben haben ihm immer gern beim Streuhacken zugesehen. An dem Streuhacken war zwar nichts Besonderes; das konnten wir auch und taten es nur ungern. Was uns

bei dem alten Baltes immer anzog, war der Umstand, daß er meist mit sich selber plauderte, und das war so sonderbar und so fremdartig, daß wir immer großen Spaß daran fanden. Hie und da haben wir auch hinausgelacht und sind dann davongesprungen, wie es böse Gassenbuben machen. Das wurde aber bald unserem Lehrer angezeigt, und der bedrohte uns schwer mit seinem haselnüssenen Stöckchen für den Fall, daß wir das wieder tun sollten. Er schärfte uns das vierte Gebot ein und ermahnte uns, den alten Baltes zu achten und zu ehren, denn er sei ein alter Veteran, er sei mit dem ersten Napoleon in Rußland gewesen, habe die Schlachten bei Smolensk und Borodino mitgemacht, sei an der Beresina gewesen, als die Brücke zusammenbrach, habe gräßlich viel ausgestanden und sei der einzige im ganzen Oberamt, der wieder zurückgekommen ist. Von nun an hatten wir vor dem alten Baltes einen großen Respekt, wir fürchteten uns fast vor ihm.

Einmal holte ich mir in der Schulbibliothek eine „Spinnstube“. In dieser war eine ungeheuer spannende Geschichte aus dem russischen Feldzug enthalten, vom Übergang über den Njemen, die blutigen Schlachten, den Brand von Moskau bis zu dem Unglück an der Beresina und die Verfolgung durch die Kosaken. Dadurch wuchs mein Interesse für den alten Baltes nur noch mehr.

Wenn nun der alte Baltes wieder Streu hackte, setzte ich mich in der Nähe auf einen Balken und horchte auf das, was er mit sich plauderte. Ich habe nie viel verstanden, aber so viel konnte ich dem wirren Durcheinander von Ausrufen und hastig hingeworfenen Bemerkungen entnehmen, daß er mit seinen Gedanken meist drinnen in Rußland war und mit jemand sich auseinandersetzte. Hie und da setzte er sich auch eine Weile auf seinen Hackblock, stuterte sein Pfeifchen aus oder starnte eine Zeitlang wie verloren vor sich hin. Plötzlich fuhr er dann zusammen, sah scheu herum und murmelte ein merkwürdiges Kauderwelsch vor sich hin. Einmal faßte ich mir ein Herz und fragte ihn schüchtern nach seinen Erlebnissen in Rußland; aber die junge Baltese, die mich schon lange mißtrauisch beobachtet hatte, riß den Fensterflügel auf, kanzelte mich nach allen Regeln der Kunst ab und jagte mich fort.

Auf einmal, es war im Winter 1875, sah man den alten Baltes nicht mehr an seinem Streuhaufen hacken; er wackelte auch nicht mehr geschäftig in Hof und Garten umher. Bald hieß es auch im Dorf, er sei schwerkrank und werde wohl nicht mehr aufkommen. Jeden Tag fuhr der Doktor vor das Haus, und auch den Pfarrer konnte man alle paar Tage hineingehen sehen.

„Etz werd'n der Daifel bal holla, wenn die zwee sou flaissich laafa“, sagte da unser großer Knecht und machte dabei eine Grimasse, wie wenn er sagen wollte, daß er noch mehr wisse.

Bald ging denn auch ein arges Geschwätz durch den ganzen Ort, der alte Baltes liege jetzt schon drei Wochen da, könne nicht leben und nicht sterben, der Teufel stehe vor seinem Bett und wolle ihn holen, er schreie und fluche in einem fort, daß den Leuten die Haare zu Berge stehen; er habe etwas Schweres auf dem Gewissen, und bevor er das nicht sage, könne er nicht sterben.

Der junge Baltes verbot zwar seinen Kindern und Dienstboten streng, daß sie etwas von dem, was der Alte sagte, ausschwätzen, der sei nicht mehr richtig im Kopf und er

wolle nicht haben, daß sein Haus deswegen ins Geschrei komme; aber geholfen hat es nichts. Im ganzen Ort, wo ein paar Leute zusammenkamen, im Wirtshaus, in allen „Vorsitzen“, draußen im Brechhaus, wo der Flachs und Hanf gebrochen wurde, überall redete man von nichts anderem als von dem alten Baltes und warum er wohl nicht sterben könne.

Wir Schulbuben erfuhren immer alles brühwarm von 's Baltesen Margarette, die zu uns in die Schule ging. Wir halfen ihr immer ihre Rechnungen machen, und zum Lohn erzählte sie uns stets das Neueste.

Da kam sie auch einmal, es war ein grimmig kalter Morgen, auf dem Schulweg auf uns zugesprungen und erzählte uns, daß sie eine schreckliche Nacht erlebt hätten. Ihre Mutter habe den Pfarrer geholt, damit er dem Großvater das Nachtmahl gebe. Er habe lang mit ihm gebetet, und ihre Mutter habe inständig angehalten, er solle doch sagen, was er auf dem Gewissen habe, vielleicht könne man es wieder gut machen. Aber er habe schrecklich geschrien und geflucht, der Teufel (damit habe er den Pfarrer gemeint) solle aus seiner Stube hinausgehen, er habe nichts mit ihm zu schaffen und kriege ihn auch nicht, und dann habe er wieder angefangen vom Leuttotschlagen und Ersäufen, und als ihm der Pfarrer habe die Hostie geben wollen, habe er sie ihm aus der Hand geschlagen und habe dabei so grauenvoll gelacht, daß es allen durch Mark und Bein gegangen sei. Ihre Mutter habe die ganze Nacht geweint, und auch sie habe kein Auge zugetan.

Zwei Sonntage, ehe der Pfarrer in der Kirche das Vaterunser betete, sagte er jedesmal mit trauriger Stimme: „Wir wollen in unser Gebet einschließen einen alten kranken Mann unserer Gemeinde, der nicht leben und nicht sterben kann. Der Herr möge ihm vergeben, was er auf dem Gewissen hat, und ihn in Gnaden erlösen.“

Da ging jedesmal ein Schluchzen und ein Nasenschneuzen durch die ganze Kirche, so daß man den Pfarrer fast nicht mehr hörte.

In dieser Zeit schickte unsere Mutter mich und den Helmle zu's Baltesen hinüber; wir mußten eine Krankensuppe hinübertragen. Das ist so Brauch im Hällischen, und es hat sich für Nachbarsleute einfach gehört, wenn man auch gewiß gewußt hat, daß es dem alten Baltes nicht mehr um Hühnerfleisch und Nudelsuppe zu tun war. Ich habe die Suppe getragen, und der Helmle mußte mir die Türen auf- und zumachen. Als wir die Stiege hinauf kamen, kam uns die Baltese mit rotgeschwollenen Augen entgegen. Ich sagte meinen Spruch her, und dann warteten wir im Öhrn, bis unser Geschirr geleert war. Als die Baltese ihre Küchentüre aufmachte, ging durch den Luftzug auch die Tür zum alten Baltes auf, und wir sahen, wie er in seinem blaugewürfelten Bett saß wie der leibhaftige Tod, nur noch Haut und Bein und das runzelige Gesicht voll mit weißen Bartstufeln. Seine ausgelöschten und tief versunkenen Augen funkelten unter der weißen Zipfelkappe so merkwürdig, und mit seinen gelben Knochenfingern griff er in der Luft herum, wie wenn er etwas fangen wollte. Und dann ging das eingefallene Mummelmaul auf, und er krächte:

„Sou, hast etz den Kerl! – Bloos'm schnell 's Licht aus! – Was, er is noune hin? – Drück'n no unters Wasser! – Sou is reecht, etz glotzt er nimme her! Gottloub, daß er hin is! – Was! Etz hopft er scho widder uff meim Deckbett rum! Schlooch'n doot! Sou is reecht! –

Guck, do kummt des Madle widder! – Madle, was witt von mir? I waas von nix, hähähähä!”

Und nun lachte er, daß einem die Ohren weh taten. Nun kam die Baltese, und als sie sah, daß wir alles gehört haben mußten, schlug sie unwillig die Türe zu und schickte uns mit den üblichen Dankesworten fort. Wochenlang noch sah ich das Knochenmännchen in seinem Bett herumhüpfen und hörte das schrille Gelächter in meinen Ohren, und wir fürchteten uns so sehr, daß wir nicht mehr allein ins Bett zu gehen trauten. – Endlich, endlich hieß es an einem trüben Morgen, der alte Baltes sei heut nacht gestorben, und alles sagte voll Erleichterung:

„Gottlob und Dank, daß die arm Seel derläst is.“ Bald wurde auch bekannt, daß er nachts um halb zwei nach dem Pfarrer geschrieen habe. Er sei wie besessen in seinem Bett herumgefahren und habe ein solch schreckliches Kauderwelsch von Rußland durcheinander geschrieen, daß den Leuten, die bei ihm gewacht haben, die Haare zu Berg standen vor Grauen. Auf einmal habe er sich zurückgelegt und sei ruhig eingeschlafen. Als dann der Pfarrer endlich gekommen sei, habe er gerade den letzten Schnaufer getan.

In der Schule mußten wir nun Sterbelieder zweistimmig singen, und nach Feierabend hatte auch der Gesangverein Singstunde. Die „Leiche“ war an einem Sonntag, einem bitterkalten und trüben Tag. Der Straßenkot war steinbein zusammengefroren, an Bäumen und Hecken hing Rauhreif, und alle Leute schnatterten vor Kälte.

Gegen Mittag strömten die Leute aus der ganzen Umgegend zusammen; das Wirtshaus war gesteckt voll. Man läutete das Erste und das Andere. Die Träger kamen in das Trauerhaus, wo sie nach dem Ortsbrauch mit Wein und Käse bewirtet wurden; jeder bekam auch eine Citrone und einen Rosmarinstrauß. Die Totenbahre wurde vor das Haus gestellt, aus dem Haus drang ein Gepolter; der mit Gold- und Silberflitter bedeckte Sarg wurde von den Trägern die steile Stiege heruntergetragen, über die Türschwelle dreimal geneigt, wie es Brauch ist, auf die Totenbahre gestellt und mit dem Bahrtuch zugedeckt.

Mittlerweile kamen auch die Trauerleute mit zögernden Schritten in den Hof herein, die alten Männer in dem blauen Überrock mit dem hohen Kummekragen, den Dreispitz auf dem Kopf, die Spitze nach vorn, die jungen Männer in weichen runden Hüten, die alten Weiber mit der großen Florhaube und einem weißen Taschentuch und einem Rosmarinzweig auf dem Gesangbuch. Nun kam der Pfarrer im Ornat, der Lehrer mit dem Gesangverein und den Schulkindern vom Schulhaus her, und die Läutbuben gaben ein kurzes Glockenzeichen. Schon zog der Lehrer die Stimmgabel, aber da wackelte der alte Totengräber und Leichenordner zum Pfarrer hin und bat, man solle noch einen Augenblick warten, der Veteranenverein des ganzen Oberamts komme zur Leiche, er sei schon vor dem Dorf, wie ihm vom Kirchenturm gemeldet worden sei. Und richtig, schon hörte man den Trommelwirbel, der näher und näher kam, und nun marschierten sie daher im langen Zug, die Veteranen von 1848, 64, 66 und 70, um ihrem Kameraden, dem Veteranen von 1813, die letzte Ehre zu erweisen. Der alte Akziser von X., ein Mann mit langem, schneeweißem Bart, der früher Bataillonstambour gewesen war, schlug

einen kunstvollen Wirbel, die Fahne mit dem langen Trauerflor senkte sich zum Gruß, und der Vereinsvorstand kommandierte:

„Ganzes Bataillon halt! Gewehr ab! Front!“ Alle Leute rissen Maul und Augen auf bei diesem ungewohnten militärischen Schauspiel. Die „Klage“ trat aus dem Trauerhaus, der ganze Stab der weitläufigen Verwandtschaft folgte. Die Baltese bedeckte ihr Gesicht mit ihrem weißen Trauertuch und weinte zum Herzbrechen, alle die vielen Weiber in der Runde wischten sich die Augen; der Schülerchor und der Gesangverein stimmten leis den Ton an und begannen das schöne Lied:

„Es ist vollbracht! Gottlob es ist vollbracht!“

Tief drangen die tröstlichen Worte und Klänge in aller Herzen, und alles lauschte mit tränenden Augen dem wuchtig vorgetragenen Choral.

Nun fielen mit hellem Klang die Kirchenglocken ein, die Totenträger ergriffen mit einer gewissen rücksichtslosen Dienstfertigkeit die Totenbahre. Aber o weh, einer der Träger stolperte, und der Sarg kam ins Rutschen. Wenn nicht der junge Neubauer schnell zugegriffen hätte, so wäre der alte Baltese statt ins Grab zuerst noch einmal in seine Mistgrube gekommen.

Ein Schreckensruf entrang sich der versammelten Menge, und die alte Neubäuerin sagte ganz laut:

„O wäh, des bedait nix Guts!“

Die Träger trugen nun den Sarg in feierlich wuchtigem Schritt an den langen Reihen der Veteranen vorbei; die Gewehrsektion präsentierte das Gewehr, der Tambour schlug den Generalmarsch, die Fahne senkte sich, die Glieder der Veteranen schwenkten ein, die „Klage“ folgte und hinter ihr im endlos langen Zuge die leidtragende Gemeinde. Kein Wort wurde gesprochen, alles lauschte ergriffen dem Wimmern der Glocken und dem harten Marschtakt der Trommel, während der Trauerzug sich durch die Gassen des Dorfes hindurchwand. Hintendrein zog die Dorfjugend und allerlei Volk, welches die Neugier herbeigezogen hatte, ein Leichenzug, wie ihn das Dorf noch nie gesehen hatte.

Der Kirchhof war zu klein für diese Menschenmenge. Die Kirchhofmauer war trotz der Kälte von Kindern und jungem Volk besetzt. Schon hatte der Gesangverein zwei Verse gesungen, und immer noch strömten die Leidtragenden zum Kirchhofort herein, und es dauerte lange, bis der Pfarrer beginnen konnte. Er sprach langsam und feierlich, jedes Wort sorgfältig abgewogen, und mit jedem Wort traf er hinein in die Herzen, die seinen Worten geöffnet waren. Alles schluchzte laut, und als er von dem letzten schweren Kampf sprach und wie schwer ihm das Sterben geworden sei, da schrie die Baltese ihren Jammer so laut hinaus, daß auch den härtesten Männern heiße Tränen über die Wangen rollten.

Nachdem der Pfarrer zu Ende war, traten die Träger an das Grab und seilten den Sarg hinab. Der Vorstand der Veteranen trat mit dem Fahnenträger herzu, die Fahne senkte sich dreimal über dem offenen Grab, und der Vorstand hielt eine ergreifende Rede. Er sprach von dem toten Kameraden, der bei Smolensk und Borodino gekämpft habe, in Moskau beinahe verbrannt, an der Beresina wie durch ein Wunder gerettet worden und Hunderte von Meilen über Leichenfelder und Schneewüsten ge-

flüchtet sei, alle seine Kameraden überlebt habe und einsam wie ein Patriarch in der neuen Zeit gestanden sei. Er legte zum ehrenden Andenken einen mächtigen Lorbeerkranz mit prächtiger Schleife nieder, und nun krachten drei Salven in der Luft, welche das Echo des nahen Bergwaldes wiederholte.

Der Pfarrer segnete die Leiche ein, wir Schüler sangen das schöne Lied von der Auferstehung, und nun trat der Baltes mit seiner Freundschaft an das Grab. Jedermann warf drei Erdschollen hinab, und das polterte so gespenstisch hohl auf dem Sarg, daß viele voll Grauen sich abwandten. Die Baltese rang ihre Hände und schrie in ihrem Jammer immerfort:

„Arms Vatterle, hat Dir denn niemer helfa könn! – Sooch doch, was Di sou drückt hat, o arms, arms Vatterle – .“

Bei diesem erschütternden Jammer konnte niemand mehr die Tränen halten; alles schluchzte laut und wischte sich die Augen. Nun traten die anderen Leute an das Grab und warfen ihre drei Erdschollen hinab. Der Pfarrer, der Lehrer und der Gesangsverein verließen den Kirchhof. Wir Schüler folgten ihnen; aber noch lange klang in unseren Ohren das hohle Poltern der Erdschollen auf dem Sargdeckel.

Was der alte Baltes mit in sein Grab hinabgenommen hat, das hat kein Mensch erfahren, und es wird wohl auch niemals einem Menschen bekannt werden.

Die Erzählung „Der alte Baltes“ ist bisher unveröffentlicht.

Quellen: Der gesamte schriftliche Nachlaß Leonhard Franks im Stadtarchiv Heilbronn;
Bauer, Klara: Mein Vater (maschinenschriftliches Manuskript).